

# Außen: Politik – Innen: Schönheit

China boomt, auch kulturell – Bestes Beispiel: Ai Weiwei, ein Star der Gegenwartskunst – Seine Werke sind nun im Münchner Haus der Kunst zu sehen

VON TIMO SCHMELTZLE

Der Name Ai Weiwei ist mit einer Vorstellung verbunden: ein politischer Künstler aus China, der sein Leben im Internet dokumentiert und gesellschaftlich relevante Arbeiten konzipiert, jedes einzelne Werk mit Botschaften wärmend ummantelt. An all das denkt der Besucher, wenn er die Schau des Chinesen im Münchner Haus der Kunst betritt. Und dann das: Im zentralen Saal der Ausstellung verdichten sich enorme ästhetische Kräfte. Hier wird klar: Ai Weiweis Schaffen ist mehr als ein Politikum. Es ist vielschichtig, unergründlich.

100 Baumwurzeln thronen riesenhaft in jener monströsen Halle, die den Mittelpunkt der Ausstellung bildet. Jede einzelne dieser gezackten, wild verwachsenen, verknöcherten, verknorpelten, verzweigten, verästelten Wurzeln ist eine kraftvolle skulpturale Verräumlichung des organischen Lebens, des Werdens und Vergehens. Was wir hier sehen, ist gespeicherte Zeit, das Ergebnis eines erhabenen Natur-Prozesses – unerklärlich, rätselhaft, ungeheuer groß. Diese Wurzelgebilde, die in China als Meditationsobjekte dienen, formieren sich zu einem – im wahrsten Wortsinn – Ur-Wald, in dem der Besucher ganz still wird.

Überhaupt ist an diesem Ort kaum etwas zu hören. Das hängt auch mit einem zweiten gigantischen Werk zusammen, das Ai Weiwei hier ausbreitet hat: Die Wurzeln stehen auf einem Geräusche schluckenden Teppich, der jene Platten nachbildet, auf denen er liegt. Auf dem Boden der besagten Aula verlegten die Nazi-Architekten rund um Paul Troost, die das Gebäude an der Prinzregentenstraße einst errichteten, Solnhofener Stein, ein Material für die Ewigkeit. Ai Weiwei hat nun Fliese für Fliese fotografiert, auf dass chinesische Arbeiterinnen einen Teppich herstellen, der eine exakte Kopie des Original-Belags darstellt. Aderungen, Maserungen, Schrammen, Macken, Farbnuancen, Sprünge – alles ist auf diesem Teppich zu sehen. Er eröffnet somit einen Blick auf die Geschichtlichkeit dieser Stätte, auf die Gewordenheit dieses



Ai Weiwei steht vor dem Haus der Kunst. Hinter ihm: ein Wandornament aus Schultaschen, das an die Kinder erinnert, die 2008 bei einem Erdbeben in China in Schulgebäuden ums Leben kamen. Im Inneren erweist sich ein Ausstellungsraum als Gesamtkunstwerk mit erhabenen Wurzelgebilden, einem sagenhaften Teppich und 1001 Fotografien. FOTOS: MUSEUM/AI WEIWEI/DDP

Baus. Und er verunsichert: Materialirritation – so könnte man jenes Erlebnis beschreiben, das sich einstellt, wenn der Fuß zunächst glaubt, auf harten Stein zu treten, nur um dann in einem weichen Textil zu versinken. An den Wänden wiederum hängen Fotos. Sie zeigen die 1001 Chinesen, denen Ai Weiwei 2007 eine Reise nach Kassel zur Welt-Kunstschau Documenta ermöglichte. Damit wollte er seine Landsleute mit einer fremden Kultur in Kontakt bringen, eine Gelegenheit, welche die Frauen und Männer aus allen sozialen Schichten ohne Ai Weiwei nie hätten verwirklichen können. Dem Künstler ging es darum, zur Persönlichkeitsbildung der Eingeladenen beizutragen: ein Akt der Aufklärung, eine Gesellschaftsskulptur. Die Fotografien an den Raumwänden zeigen nun die 1001 Chinesen in einem magischen Moment: Sie sind

noch in ihrem Heimatland und haben gerade jene Visa erhalten, die sie für den Besuch in Deutschland benötigen.

Die Wurzelkulpturen, der paradoxe Steinplatten-Teppichboden, die Menschen auf den Fotos – die ganze Halle ist ein außergewöhnliches Gesamtkunstwerk, in dem sich mehrere Ebenen der Raum-, Zeit-, Welt- und Lebenserfahrung überlagern.

Und plötzlich nimmt der Besucher diesen Ai Weiwei ganz anders wahr. Zunächst sah er in ihm vor allem den Oppositionellen, der seine Kritik an den in China herrschenden Verhältnissen im Medium der Kunst öffentlichkeitswirksam manifestiert. Nun ist Ai Weiwei für den Betrachter ein Sammler ästhetischer Energien, dessen Lebensumstände zwangsläufig dazu führen, dass seine Arbeiten immer auch eine eminent politische Dimension aufweisen. Aus dem Re-

gimegegner schält sich also der Künstler heraus. Und der überrascht in dieser Ausstellung immer wieder.

Das gilt schon für den Zeitpunkt, da der Kunstinteressierte das Gebäude noch gar nicht betreten hat. Ein Teil der Außenfassade hat Ai Weiwei nämlich mit einem kolossalen Wandornament geschmückt, das an chinesische Propaganda-Kunst erinnert. 9000 quetschbunte Schulrucksäcke bilden hier einen chinesischen Schriftzug. Der Spruch, der da zu lesen ist, lautet ins Deutsche übersetzt: „Sie lebte sieben Jahre glücklich auf dieser Welt.“ Diesen Satz prägte eine Mutter, deren Tochter 2008 bei dem Erdbeben in der chinesischen Provinz Sichuan ums Leben kam. Tausende von Kindern starben bei dieser Katastrophe. Auffällig dabei war, dass sehr viele Schulgebäude einstürzten. Die Chinesen nennen



diese mangelhaften Bauten „Tofuschulen“. Bei ihrer Errichtung wurden billige Materialien verwendet, auf dass korrupte Funktionäre einen Teil des gesparten Geldes in die eigenen Taschen stecken konnten.

Ai Weiwei interessierte sich für diese Fälle. Er forschte, fragte nach den Kindern und löste einen Skandal aus. Chinesische Ordnungskräfte misshandelten ihn. Er bekam einen Schlag auf den Kopf, der zu einer lebensbedrohlichen Blutung führte. Der Künstler musste in München operiert werden. All das dokumentierte Ai Weiwei im Internet. Es ist Teil seiner Kunst, die sich nicht mehr vom Leben unterscheidet.

Bei vielen im Haus der Kunst präsentierten Werken indes greift Ai Weiwei auf vorgefundenes Material zurück: alte Türen und Vasen, antike Stühle, Tische, Hocker. Er arrangiert

sie neu, bringt sie zum Tanzen, lässt aus ihnen Skulpturen entstehen. Manche ergießen sich in die Fläche, andere drehen sich spiralförmig in die Höhe. Mit diesen Arbeiten erinnert der Künstler an vergangene Epochen, die Bulldozer im Modernisierungswütigen China allzu leicht plattwalzen. Gleichzeitig löst er die ursprüngliche Funktion der Gegenstände auf. Er verflüssigt ihren Sinn, setzt sie in Bewegung und gehorcht damit einem alten Ideal der chinesischen Ästhetik: Es geht hier um das Nicht-Festlegen der Dinge, um die Offenheit gegenüber dem Wandel und dem Spiel der Möglichkeiten.

## Die Ausstellung

Ai Weiwei: „So sorry“; bis 17. Januar im Münchner Haus der Kunst; Öffnungszeiten: täglich 10 bis 20 Uhr (donnerstags bis 22 Uhr).

## „Ring“-Kampf am Rhein

Nicht nur Ludwigshafen bekommt eine Neuinszenierung des Wagnerschen Hauptwerkes, auch Mannheim will sich nicht lumpen lassen

VON FRANK POMMER

Mannheims Nationaltheater ist ein großes Opernhaus mit großem Vertrauen in eine große Vergangenheit und eine noch größere Zukunft. Was aber wäre Größeres im Opernalltag als Wagners 16-Stunden-Marathon „Der Ring des Nibelungen“? Das Werk übt einen magischen Sog aus auf Theatermacher, und so dämmert uns am Horizont ein wahrer Kampf um den und womöglich sogar im „Ring“, weil jedes Opernhaus, das etwas auf sich hält, und Mannheim zumal, das Wagner-Jahr 2013 mit einem eigenen „Ring“ feiern will.

Man muss das verstehen. Das Nationaltheater hat eine lange Wagner-Tradition. Dirigenten, Musiker, Sänger feierten hier Erfolge – und

waren zugleich freudig begrüßte Gäste auf dem Grünen Hügel in Bayreuth. Das ist zwar alles bereits schon einige Zeit her, aber die Verklärung wächst ja proportional zur zeitlichen Distanz. Anders gesagt: Je länger etwas her ist, desto größer ist der Schatten, den es auf eine weniger glänzende Gegenwart wirft.

So etwas wurmt. In der Stadt von Deutschlands ältestem Wagner-Verband ohnehin. Man kann sich das in etwa vorstellen: In Mannheim hat man schon in Treue fest zum Bayreuther Meister gestanden, als dieser sich gleichsam noch gar nicht selbst erfunden hatte. Also so etwas wie Wagnerianertum avant le maître. In einer solchen Stadt zeigt man schon mal über 50 Jahre den ein und selben – guten! – „Parsifal“. Und man

verbrennt auch nicht ungestraft die Kulissen einer ebenso alten „Meistersinger“-Inszenierung auf dem Parkplatz des Hauses am Goetheplatz. Auch nicht, wenn man Ulrich Schwab heißt und damals Intendant war. Das ist zwar eine der moderneren Mythen und Legenden, die sich um das legendäre Nationaltheater ranken, ihr Wahrheitsgehalt ist aber ähnlich hoch wie die bereits erwähnten älteren Verklärungsszenarien.

Wenn also jemand die Deutungs- und Wahrheitsmacht in der Metropolenregion hat, dann kann dies nur Mannheim sein. Ludwigshafen hat schließlich die BASF – und ansonsten aus rechtsrheinischer Sicht eine kulturelle Unterversorgung und Unterkomplexität zu beklagen; Heidelberg immerhin hat ein Schloss, Mil-

lionen Touristen, aber für drei Jahre noch nicht einmal ein Theater, sondern nur noch ein Zelt. Wo der Leuchtturm des Nationaltheaters alles andere überstrahlt, da sollte doch auch die Silhouette der Kulturhauptstadt bereits erkennbar sein. Anders gesagt: Aus Mannheimer Sicht sieht die Metropolregion eben immer etwas anders aus als von der linken Rheinseite. Auf die Perspektive kommt es eben an. Auch auf die zeitliche.

Und einen „Ring“-Kampf entscheidet nicht selten derjenige für sich, der zuerst den lucky punch setzt. Wer zu spät kommt, den strafen die Götter in Walhall. Und dieses eine Mal kam die Wagner-Metropole Mannheim innerhalb der Metropolregion Rhein-Neckar tatsächlich – zu

spät? Zumindest, was die öffentliche Wahrnehmung betrifft. Aber reflexartig folgte der Konter aus der anderen „Ring“-Ecke, also der anderen Rheinseite: Auch wir bekommen einen eigenen, neuen, großen „Ring“. Alles andere wäre ja auch kaum zu vermitteln gewesen.

Ludwigshafen freut sich über den Coup, den Staatsphilharmonie-Musikchef Karl-Heinz Steffens, zugleich an der Oper Halle im Einsatz, und Pfalzbau-Intendant Hansgünther Heyme, gelandet haben: Die Chemiestädte Halle und Ludwigshafen stemmen gemeinsam die gewaltige Mammutaufgabe „Ring“ – und den Mannheimern stinkt's gewaltig? Das würde so keiner sagen, schon gar nicht zugeben. Aber der Zugzwang war da. Und so kann denn das Nationaltheater den

Kollegen vom „Mannheimer Morgen“ zwar hoch und heilig versprechen, dass auch Mannheim, dass natürlich gerade auch Mannheim einen eigenen, neuen Wagner-„Ring“ bekommen werde – nur eben Regie und Dirigat seien halt noch nicht geklärt.

Da ist man in Ludwigshafen natürlich schon etwas weiter. Wenn man sich ausmalt, wie groß die Wagner-Mania bis 2013 werden wird, dann kann dieser Zeitvorteil bestimmt nicht schaden. Den Opernfreunden links wie rechts des Rheins soll's dagegen egal sein. Konkurrenz belebt das Geschäft, und vielleicht verhindert der doppelte „Ring“ in Mannheim und Ludwigshafen einen dritten etwas weiter stromaufwärts in Speyer. Sie erinnern sich: Das war der mit dem brennenden Opernhaus?

## „Solange du atmest“

„Der innere Krieg“: Astrid Schults Film über verwundete US-Soldaten in Ramstein hat heute bei den Hofer Filmtagen Premiere

VON ANDREA DITTINGEN

Viereinhalb Monate Dreharbeiten mitten in der Pfalz – und niemand merkt es? Die Geschichte des Dokumentarfilms „Der innere Krieg“, der heute Abend bei den Internationalen Hofer Filmtagen seine Premiere erlebt, spiegelt auch die Ungläubigkeit der Berliner Regisseurin Astrid Schult wider, der es so ging wie vielen Deutschen: Sie wusste gar nicht, dass so viele US-Soldaten auf deutschem Boden stationiert sind.

Die Base in Ramstein hinter Stachelndraht, ein Flugzeug steht auf dem Rollfeld, es ist ein Transportflugzeug, im Innern befindet sich eine Krankenstation. Verwundete Soldaten auf Tragen, an Maschinen hängend. Sie werden herausgetragen zum Bus, der sie ins US-Militärkrankenhaus bringt. Auf den Fluren herrscht reges Kommen und Gehen. Ein Foto im „Spiegel“ vom März 2007, das eine solche Flugzeug-Krankenstation zeigt, bewegt die damalige Studentin an der Filmhochschule Ludwigsburg so sehr, dass sie einen Film darüber drehen will, wie der Krieg die Menschen verändert. Es wurde eine

bewegende Dokumentation, wie Menschen versuchen, nach Krieg und Verletzung ins normale Leben zurückzufinden.

„Mein Knie ist kaputt“, sagt der Soldat. Auch einen Unterarm hat er verloren und die Vorderzähne, doch das scheint ihn nicht zu bekümmern: „Zu leben ist das Wichtigste auf der Welt“, sagt der Vater von sechs Kindern, „solange du atmest, geht es dir gut“. Sein Kommandeur sitzt am Bett und erzählt, wie es zu der Verletzung im Irak kam, wie sein Soldat sich als einziger für eine riskante Aktion gemeldet hatte, verletzt wurde und erst gar nicht wollte, dass man ihn rettet. Der Verletzte lächelt. „Er lächelt immer“, sagt sein Vorgesetzter. „Er hat uns durch sein Lachen immer von der Schwere seiner Verletzung abgelenkt.“

Stärker als die Szenen im Krankenhaus wirken die Aufnahmen aus dem gegenüberliegenden Fisher House nach. Das ist eine Art Kurzzeit-Wohnheim für verletzte Soldaten, ihre Ehefrauen, ihre Familien, die aus den Staaten eingeflogen werden. Eine deutsche Frau sitzt neben ihrem Mann, einem US-Soldaten, der wie weggetreten wirkt. „Sie haben

ihn unter Morphin gesetzt, ich erkenne ihn nicht mehr“, sagt sie – mit einem Ton in der Stimme, in dem dennoch Zuversicht mitschwingt. Jeder versucht auf seine Weise, Hoffnung zu finden. Da gibt es den Soldaten



Auf der Air Base kommen die verletzten Soldaten aus Irak und Afghanistan an – und auch ihre Angehörigen, die mit ihnen versuchen, wieder ins normale Leben zurückzufinden. FOTO: FILMKADEMIE BADEN-WÜRTTEMBERG

mit der Stahlplatte im Halswirbel, der seine Schwäche spürt und nicht weiß, ob er noch einmal in den Krieg darf oder in Rente muss oder einen anderen Job bei der Army bekommt. Da gibt es aber auch die Ehefrau ei-

nes Soldaten, die anfang, Drogen zu nehmen, als ihr Mann in den Krieg nach Afghanistan zog, eine andere, die ganz auf Gott vertraut, und eine dritte, die ihren Mann schwören ließ, dass er heil zurückkommt.

Schult zeigt auch Paare in den US-Siedlungen in Ramstein und Kaiserslautern, in den Army-Shops auf der Base, Soldaten, an Krücken gehend, bei den ersten Schießübungen nach der Genesung, beim Essen im Garten, bei einem nach außen hin normalen Familienleben. Doch in den Gesprächen geht es dann doch wieder um den Krieg im Irak oder in Afghanistan und darum, dass das Leben weitergehen muss. Es sind intime Szenen, wie sie nur gelingen, wenn die Gefilmten Vertrauen zu den Filmenden haben.

Dass der 30-jährigen Regisseurin in ihrem dritten Dokumentarfilm dies gelungen ist, mag auch damit zusammenhängen, dass sie oft im Fisher House war, ehrenamtlich dort Soldaten betreute und sich ganz in ihr Thema reinknierte. Das hieß vor allen Dingen: warten. Auf die Soldaten, auf die Drehgenehmigungen, „auf das, was passiert“. Beim ersten Kontakt mit den US-Behörden 2007 habe es noch eine Auflage gegeben:

eineinhalb Drehtage, wie sich die junge Regisseurin erinnert. Gedreht hat sie dann viereinhalb Monate, von Februar bis Juni 2008, ursprünglich geplant waren nur sechs Wochen.

„Der innere Krieg“ ist Astrid Schults Diplomfilm, finanziert von der Filmhochschule Baden-Württemberg und der Redaktion „Das kleine Fernsehspiel“ des ZDF. Das Team war klein und unauffällig: Regisseurin, Kameramann und Tonmann. Sie wohnten außerhalb des US-Stützpunktes, „irgendwo im nirgendwo“ (Schult), in einer Ferienwohnung in Eulenbis. „Die Natur war eindrucksvoll“, erinnert sich die Regisseurin, und „die Menschen in der Pfalz sind sehr herzlich“. Ob sie es sich auch vorstellen könne, einen Film über verletzte deutsche Soldaten zu drehen, die aus Afghanistan zurückkehren? „Ich glaube nicht, dass ich das schaffe.“ So wie sie das sagt, klingt sie ein bisschen wie einer ihrer Soldaten, die auch nicht alles verarbeitet haben, was sie erlebt haben.

## INFO

„Der innere Krieg“ ist heute Abend und am Sonntag bei den Internationalen Hofer Filmtagen zu sehen. Am Montag, 14. Dezember, 0.30 Uhr, läuft er im ZDF.